



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Heinrich Heine**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1891**

I. Beginn der politischen Schriftstellerei (1831 - 1832).

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15159**

## Dritter Abschnitt.

### Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod. (1831—1856.)

#### I.

#### Beginn der politischen Schriftstellerei.

(1831—1832.)

Heine ging keineswegs in's Exil, wie er selbst oft sagte und mehrere seiner Biographen ihm nachgesprochen haben. Niemand zwang ihn, das Vaterland zu verlassen. Aber damals „war es zur Regel geworden, daß jeder junge radicale Schriftsteller eine Pilgerfahrt nach dem Mekka der Freiheit unternehmen mußte, um sich den wahren politischen Glauben anzueignen“<sup>1)</sup>. Seit fast Jahresfrist saß Louis Philipp, der Günstling der liberalen Bourgeoisie und der Börse, auf dem Thron des hl. Ludwig. Er brach mit dem „Klericalismus“, gewährte der Presse größere Freiheit, erließ ein neues Wahlgesetz und ersetzte ein Ministerium durch ein anderes, wenn die Kammer es verlangte. Das erschien zu jener Zeit den „Radicalen“ in Deutschland als ein paradiesischer Zustand, und sie eilten schaarenweise nach Paris, um ihn sich näher anzusehen. Börne schrieb von der freien Land durchfließenden Seine aus interessante Briefe in's geknechtete Deutschland, und so ging auch Heine nach Paris, um sich an dem Völkerfrühling zu erfreuen und auch, um Carriere zu machen. Der Dunkel war so großmüthig gewesen, ihm ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuzusichern, welches bei den üppigen Lebensgewohnheiten des Dichters ihn wenigstens vor dem Verhungern schützte.

Das Babel an der Seine und das Pariser Leben umfingen Heine bald mit bestrickender Gewalt; hier fand er den Boden, in welchem er seiner Ansicht nach gedeihen mußte. Begeistert nennt er wenige Wochen nach seiner Ankunft Frankreich das Herz der Welt (V, S. 58), das Mutterland der Civilisation und Freiheit (V, 63), die Franzosen das geistreichste und barmherzigste Volk (IV, S. 18); Paris ist ihm das eigentliche Frankreich, die Hauptstadt der ganzen civilisirten Welt und der Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten (V, S. 56). Das alles schrieb er öffentlich, die Franzosen und Pariser erfuhren davon und sogen das Lob des lebenswürdigen deutschen Schriftstellers begierig ein.

<sup>1)</sup> Treitschke III, S. 708.

Heine studirte Paris und Pariser Leben in den ersten Monaten seines Aufenthalts eifrig und gründlich. Er hielt, wie seine Briefe aus Paris beweisen, Augen und Ohren überall offen, und verschaffte sich eine achtungswerthe Kenntniß der öffentlichen Zustände. Abends stürzte er sich in den Strom der Vergnügungen, welche gewisse Tanzlocale ihm boten, und knüpfte mit mancher Schönen ein Verhältniß an, das weder auf Reinheit noch Dauer berechnet war. „Diese Neigungen“, sagt Adolph Strodtmann<sup>1)</sup> „gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustriren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Lüderlichkeit rühmte.“ Kein Wunder, daß Heine hier sich wohl fühlte und die bekannte Redensart dahin verändert wissen wollte: wie Heine in Frankreich leben. Nur die beständige Angst vor polizeilichen Verfolgungen, von welcher Strodtmann<sup>2)</sup> die lächerlichsten Geschichten erzählt, trübte sein sybaritisches Dasein.

Bald fand er einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Er wurde in die bessere französische Gesellschaft eingeführt und zwar durch Rothschild, an welchen sein Onkel ihn empfohlen hatte. Vorwiegend verkehrte er jedoch mit Deutschen wie Michael Beer, den er nicht leiden konnte, Felix Mendelssohn, Aug. Lewald, Saphir u. a. Im August 1831 traf er seinen ehemaligen Lehrer und Meister August Wilhelm von Schlegel, der sich über seinen einstigen Schüler und dessen litterarische Leistungen sehr scharf aussprach. Er hatte sogar ein bissiges Epigramm über ihn veröffentlicht, in welchem es hieß:

Deine Begeisterung ist verschroben,  
Deine Tücken sind Natur.

Heine rächte sich zunächst durch unanständige Witzeleien in den „Pariser Briefen“ und verschob die eigentliche Hinrichtung seines Gegners auf eine spätere Gelegenheit, wo er sie mit raffinirter Grausamkeit ausführte.

Börne wurde von Heine sofort aufgesucht. Die beiden bis jetzt befreundeten Männer mißfielen sich bei der ersten Zusammenkunft auf französischem Boden gründlich. Aus Heine's Feder liegt hierüber keine Aeußerung vor; Börne weiß dagegen in seinen Briefen an Madame Wohl über den Kampfgenossen nur Schlechtes zu melden<sup>3)</sup>. Er affectire Melancholie, sei grenzenlos eitel und lebe in der gemeinsten Weise lüderlich; er habe eine Art von Lüderlichkeit, die ihm (Börne) weder in Büchern noch im Leben vorgekommen sei; er sei bestechlich, und man habe gesagt, daß er für tausend Francs das Schlechte lobe.

In der That finden wir in Heine's bald nach seiner Ankunft in Paris erschienenen Schriften eine leichte politische Schwenkung. Hierbei

<sup>1)</sup> II, S. 11. — <sup>2)</sup> II, S. 52. — <sup>3)</sup> Pröß 197—198.

kommen in Betracht die Artikel, welche er im zweiten Halbjahr 1831 über die Gemäldeausstellung in Paris (Bd. IV. der „Sämmtl. Werke“) für das „Morgenblatt“ schrieb, sowie die Briefe, welche er am 28. December 1831 der „Allgemeinen Zeitung“ zusandte (Bd. V). Er spricht sich jetzt entschieden für die Monarchie aus und findet sogar in der Lehre von der absoluten Gewalt der Fürsten nichts Schlimmes (V, S. 110, IV, S. 63, 90). Das hindert ihn indessen eben so wenig wie früher, dem Königthum die Narrenkappe aufzusetzen und ihm begreiflich zu machen, daß es nur ein Königthum von Volkes Gnaden, also das Gegentheil eines Sacramentes, sei. „Die Völker sind ewig, nur die Könige sind sterblich“, sagt er (V, S. 137) mit Benutzung des Mirabeau'schen Spruches<sup>1)</sup>: „Die Privilegien werden vergehen, aber das Volk ist ewig.“ Eine noch stärkere Stelle (V, S. 510) strich er nach einiger Ueberlegung selbst. Einen andern Artikel, in welchem er, wie Börne erzählt<sup>2)</sup>, den grotesken Satz vertheidigte: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, wenn ihm dessen Nase nicht mehr gefiele,“ unterdrückte die „Allg. Ztg.“

Die Verwunderung über Heine's scheinbare Bekehrung zum „uralten Sacrament des Königthums“, das er jetzt sogar in der Form des Absolutismus vertheidigte, blieb nicht aus. Gutkow schrieb in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin“<sup>3)</sup>, nachdem er Heine Abtrünnigkeit vorgeworfen: „Nur das verjöhnt mich, daß er den Umfang seiner Jacobinermütze nicht nach und nach kleiner gemacht hat, sondern plötzlich wie ein Gott mit seinem neuen Glauben, dem consequentesten Royalismus, dastand.“ Allgemein gerieth Heine bei den deutschen Radicalen in den Verdacht, ein Renegat aus unlautern Beweggründen zu sein.

In den Pariser Briefen spannt er sein Lieblingsthema weiter (V, 149, 151). Höhere Beweggründe leiteten ihn dabei nicht, denn er gestand in einem Briefe an Barnhagen ein (Strodtmann, XX, 245): „Wenn meine Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ Ihnen gefallen, so ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werthe nicht; ich schrieb sie, theils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, theils des baaren Vortheils wegen.“ Diese Aeußerung stimmt genau mit jener überein, welche er von München aus machte.

Im Anschluß an diese Darlegung seiner politischen Ansichten bringt Heine Betrachtungen und Charakteristiken aus der Zeit der großen Revolution, welche vortrefflich geschrieben sind, obgleich die Brille, durch welche er die Thaten der Revolution ansieht, vieles in trügerischer Beleuchtung erscheinen läßt. Hier fällt uns vor allem die Schilderung Mirabeau's auf (V, S. 165). Er hat die Gestalt des monarchischen Revo-

<sup>1)</sup> Stern I, S. 281. — <sup>2)</sup> Dessen Sämmtl. Werk X, S. 29. — <sup>3)</sup> S. 75.

lutionairs, des constitutionellen Aristokraten liebevoll gezeichnet und ihr ein wenig von seinem eigenen Wesen mitgetheilt. Die bereits etwas abgekühlte Begeisterung für Napoleon I. sinkt noch um einige Grade. Schon in den Berichten über die Gemäldeausstellung bemerkte er, der Corse habe Europa's Washington werden können, er sei aber nur dessen Napoleon geworden (IV, S. 65); jetzt sagt er, St. Helena sei für den Kaiser der Ort gewesen, wo er für die Treulosigkeit gegen die Revolution, „seine Mutter, habe büßen müssen“ (V, S. 195). Damit vergleiche man das IX. Capitel des „Buches Le Grand“, wo St. Helena als das hl. Grab der Völker und Napoleon als der weltliche Heiland bezeichnet wird! (III, S. 160).

Ueber Louis Philipp äußert er sich wiederholt wegwerfend. Er läßt ihm als Menschen Gerechtigkeit widerfahren; als Herrscher bewißelt und bekämpft er ihn, weil er in ihm einen verkappten Feind der bürgerlichen Freiheit wittert (V. 30, 81, 172, 176, 204). Ebenso schlimm ergeht es Guizot, der damals als Minister candidirte (V, 27. 108). Später sind diese beiden Männer in der Gunst Heine's gewaltig gestiegen — wir werden sehen, warum.

Die Berichte Heine's fanden in Deutschland und, da die französischen Zeitungen Theile aus ihnen übersetzten, auch in Paris Beachtung. Der Verfasser schwebte indessen in beständiger Furcht, wie die deutschen Regierungen und die Republicaner in beiden Ländern seine Artikel aufnehmen würden. Die Republicaner dachten aber weit weniger oft an Heine als er an sie; den deutschen Regierungen waren die Berichte freilich unangenehm, aber doch eigentlich nur, weil sie in einem so angesehenen und verbreiteten Blatte, wie die „Allgemeine Zeitung“ Aufnahme fanden. Geng schrieb in Metternich's Auftrag einen Brief an Baron von Cotta<sup>1)</sup>, in welchem er Heine — den er als Dichter liebe — einen verruchten Abenteurer nennt und dringend ersucht, ihm die Spalten der Zeitung zu verschließen. Cotta beeilte sich, dem zarten Winke, welchem unangenehme Maßregeln folgen konnten, nachzugeben. Am 15. Juli 1832 mußte Heine seine Berichte einstellen.

Das erregte ihn derart, daß er beschloß, die Briefe sofort als Buch herauszugeben und alle Stellen aufzunehmen, welche die Censur gestrichen hatte. In einer Vorrede, welche sich hauptsächlich gegen den das Repräsentativ-System verwerfenden Bundestagsbeschluß vom 28. Juni 1832 richtete, redete er eine kühne Sprache. Er strebe, sagt er (V, S. 11 u. flgde.) ein großes Völkerbündniß an, welches gestatte, nicht mehr stehende Heere von vielen hunderttausend Mördern zu füttern. Eine

<sup>1)</sup> Strodtmann II S. 55.

Handvoll Junker, die nichts gelernt haben, als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenstücke, wähten, ein ganzes Volk bethören zu können. Die kleinen deutschen Fürsten will er nicht so sehr beschuldigen wie Oesterreich und Preußen, und von diesen Beiden will er ersteres noch schonen, weil es ein offener, ehrlicher Feind sei. Aber Preußen! Er spottet über die gelehrten Knechte an der Spree, die von einem großen Imperator des Borussenreichs träumen; „die langen Finger der Hohenzollern“, denen es nicht gelingen werde, die Krone Karl's des Großen zu erfassen und zu dem Raube so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Er traue diesem Preußen nicht, diesem langen, frömmelnden Kamaschenhelden mit dem weiten Magen und dem großen Maule und dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser tauche, ehe er zuschlage. Tief widerwärtig sei ihm dies steife, heuchlerische und scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Vom König von Preußen verlangt er die versprochene Constitution und er erinnert ihn in hämischen Worten an die Schlacht bei Jena. Napoleon habe damals unterlassen, Preußen völlig zu vernichten; aus Dankbarkeit habe der „preußische Esel“ einige Jahre später den „sterbenden Löwen“ noch mit Fußtritten tractirt. Schließlich nennt er das deutsche Volk einen riesengroßen Narren, dessen buntscheckige Sacke aus sechsunddreißig Flickern zusammengesetzt sei, dessen Schellen aus Kirchenglocken beständen, und dessen Brust von unendlichen Schmerzen durchwühlt werde. Er ergöße mit seinen Riesenspäpchen die Zünkerlein, balancire unzählige Lasten auf seiner Nase und lasse viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche trampeln. „Aber,“ fragt Heine die Fürsten am Schluß, „habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, daß er euere Soldaten von sich abschüttelt und euch selber aus Ueberspaß mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spricht?“ (S. 25.) Der letzte Satz ist eine sehr belehrende Illustration zu Heine's „uraltem Sacrament des Königsthums“.

Aus der Vorrede blickt überall der persönlich beleidigte Verfasser hervor, dem „ein Knecht des Bundestags“ im Auftrage seines Herrn eine ergiebige Einnahmequelle verstopft hatte. Der Ton dieser Kriegserklärung schwankt beständig zwischen lächerlichem Pathos und Trivialität. Was er geschrieben, mußte allerdings, wie er selbst einsah (16. Juli 1833), ihm für immer die Rückkehr nach Deutschland versperren, und gleichzeitig beweisen (19. December 1832), daß er kein bezahlter Schuft sei. Indessen spielte ihm die Censur einen bösen Streich, indem sie die Vorrede unbarmherzig verstümmelte und manchen Satz in das Gegentheil verkehrte. Heine beklagte sich in einem höchst erregten Briefe an Campe,

wie in einer öffentlichen Erklärung bitter über ein solches Verfahren und forderte von seinem Verleger, daß die Vorrede unverstümmelt in besondern Abzügen gedruckt werde. Kaum war die Broschüre aber fertig gestellt, als Heine, dem inzwischen hange geworden war, die Weisung ergehen ließ, alle Exemplare einzustampfen. Trotzdem erschien bald darauf die unverfälschte Vorrede in einer Pariser Buchhandlung.

Die anscheinend unbedeutende Angelegenheit wirft ein helles Licht auf Heine's geheime Beweggründe. An Barnhagen schrieb er (16. Juli 1833), der Verleger habe trotz seinem Verbot, die Vorrede auszugeben, einige Exemplare derselben an durchreisende Polen geschenkt, eines derselben sei einem Deutschen in Paris in die Hände gefallen, der nunmehr die Vorrede auf eigene Faust veröffentlicht habe. Aus einem Briefe an Laube (23. November 1835) erfahren wir, die famose Vorrede sei durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen. Am 10. Juli 1833 jedoch rühmt er sich in einem Briefe an Laube der Veröffentlichung der Vorrede, welche das Publicum belehren werde, ihm zu vertrauen, wenn er auch etwas allzu gelinde rede; er fürchte jeden Augenblick, wegen der Vorrede arretirt zu werden. Dem preußischen Gesandten in Paris aber machte er einen Besuch, um ihm die Versicherung zu geben, daß er gegen Preußen nicht so feindliche Dinge im Schilde führe, als das Gerücht ihm zuschreibe<sup>1)</sup>.

Anscheinend hat Heine selbst jenen angeblichen „preußischen Spion“ veranlaßt, die Vorrede herauszugeben, um die Schuld auf einen Andern wälzen zu können. Wir begegnen hier bei dem „todwunden Kämpfer“ für die Sache der Freiheit von neuem dem Bestreben, öffentlich feindselig aufzutreten und heimlich um die Gunst der Angegriffenen sich zu bemühen. Bat er doch auch, als Graf Moltke nach Paris kam, denselben am 25. Juli 1831 um Verzeihung wegen der Vorrede, welche er zu Kahlendorff's Schrift gegen den Grafen verfaßt hatte. Heine hatte immer noch die Absicht, es mit der preußischen Regierung nicht ganz zu verderben. Eine Aeußerung in Börne's Pariser Briefen<sup>2)</sup> deutet darauf hin, daß man in Preußen gefährliche Personen durch eine Anstellung unschädlich mache, und er nennt auch Heine dabei. Wir wissen, daß Letzterer thatsächlich in dieser Richtung Schritte gethan hat, welche er freilich am 19. November 1833 in einer öffentlichen Erklärung ableugnen konnte (VII, S. 529), weil er nie ein directes Gesuch eingereicht hatte. In Paris trieb er dasselbe Spiel weiter. Für eine sorglose Existenz hätte er viel gegeben. Eine solche zu erwerben, hatte er nach eigener Angabe (an Barnhagen, Mitte Mai 1832) oft Gelegenheit, aber es sollte

<sup>1)</sup> Strodtmann II, 64. — <sup>2)</sup> VIII, Brief 27.

angeblich unter Bedingungen geschehen, „gegen die er nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann eine bestimmte Repugnanz“ hatte. Also auch andere Personen, als Börne und dessen Bekannte, hielten Heine für käuflich. Etwas Aehnliches deutet Gutz in seinem Briefe an Cotta an<sup>1)</sup>, indem er sagt: „Was ein verruchter Abenteurer, wie Heine, eigentlich will und wünscht . . . mag ich nicht weiter untersuchen, obgleich es sich leicht errathen läßt.“

Verschiedene Anzeichen lassen allerdings stark vermuthen, daß Heine bei seiner politischen Schriftstellerei Nebenabsichten verfolgte. Der Herrlicher der Revolution, der in so leichtfertiger Weise von Fürstenmord spricht, spielt sich als Vertheidiger der Monarchie auf, während er gleichzeitig gegen die Pfaffen und Junker in's Feld zog. Ein Brocken für die Radicalen, und ein Butterbrod für die Regierungen! Er trug auf beiden Schultern. „Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter!“ bittet er am 19. December 1832 Zimmermann. In einem Briefe an seine Mutter drückt er sich noch schärfer aus. Als er ein Jahr später den ersten Band des „Salon“ herausgegeben hatte, schrieb er ihr (4. März 1834), es seien viele Joten darin, das sei politische Absicht gewesen. „Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblicke kein rathames Renommée. Die Demagogen sind wüthend über mich, sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen andern Narren suchen.“ An Laube schreibt er (10. Juli 1833): „Halten Sie sich in diesem Augenblicke so ruhig als möglich. Dissimuliren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe dies nie gefürchtet.“ Aber er hat es durch sein Dissimuliren dahin gebracht, daß man ihn „verkennen“ muß. „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken,“ gesteht er Barmhagen (16. Juli 1833), „glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen.“ Mitte Mai 1832 schrieb er Barmhagen sogar, er stehe jetzt auf dem Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn er noch nicht desarmire, so geschehe es nur der Demagogen wegen, gegen welche er einen schweren Stand habe. Endlich theilt er seinem Bruder Maximilian mit (21. April 1834): „Ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reactions-Epoche nur zahme Bücher herausgeben.“

<sup>1)</sup> Strodtmann II, 55.

Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Märtyrer feiert.

Die Buchausgabe der Pariser Berichte erregte in Deutschland nur geringes Aufsehen. Dagegen trat Börne nunmehr entschieden gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen auf. Schon im 106. Briefe<sup>1)</sup> gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109.<sup>2)</sup> hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börne's Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen.“ Heine's Antwort erschien erst — nach Börne's Tode!

## II.

### Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte“ und Verwandtes.

(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christenthum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, welche gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessirte sich lebhaft für diese Ideen, welche nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät in's Leben zu treten“ (an Barnhagen, Mitte Mai 1832). Die tiefern Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlfsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Dekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen

<sup>1)</sup> XII, 48. — <sup>2)</sup> XII, 65.